

Tode Geschichten schreiben, wenn sie auch längst niemand mehr druckte. Die junge Bildhauerin Regina hat noch im Irrenhaus modelliert. Aber was hat es für einen Sinn, daß Mascha weiter ihre Lieblingsrollen vor sich hindeklamiert, wenn ihr niemand zuhört. Trotzdem stellt sie sich bisweilen vor den Spiegel und spricht. Manchmal das Lied der Solveig, das sie nicht ohne Grund liebt, oder die Maria Stuart. Ganz jung fühlt sie sich dann, schön und sehnsüchtig. Sie horcht verliebt fast auf ihre eigene Stimme, die ist zart, mit einem kleinen heiseren Unterton wie von Tränen, den sie immer schon hatte, und den man an ihr liebte. Aus dem Spiegel blickt ihr ein Gesicht entgegen, das ist bläulichweiß wie Mörtel, die hellen dünnen Wimpern und Brauen, die sie nun nicht mehr färben kann, geben ihren Augen einen nackten, wesenlosen Blick. Das also ist ihr Gegenüber, zu dem sie spricht, Elisabeth, die Feindin, die Häßliche. Wie haßt sie diese Gegnerin, wie haßt sie dieses häßliche magere Gesicht, das ihr den Weg versperren will zum Leben.

Da klopft Frau Klattke an die Zimmertür. „Kein Wort versteht man mehr von der Kakteenpflege am Radio, wenn Sie so schreien, Fräulein Mendes.“

Mascha bricht erschrocken ab. Und da erst erkennt sie sich. Nein, es ist nicht die Rivalin Elisabeth, der sie gegenüber steht, es ist ihr eigenes Spiegelbild. Sie ist es. Mascha.

Sie läuft vor diesem Spiegelbild davon wie vor einem Menschen, aber draußen auf dem Flur wird sie von einem derben Stoß des Plättbretts, das Frau Klattke schnaufend vor sich herträgt, vollends ernüchtert. Es beginnt eine kurze schmerzhaft Unterhaltung, während der Frau Klattke ausführt, wie gut Mascha es eigentlich noch habe, daß die ehemaligen Kolleginnen die dreißig Mark Miete monatlich für sie zahlen. Andere Leute liegen auf der Straße, meine Liebe, und wenn Sie auch sonst kein bares Geld in die Hand bekommen, so haben Ihre Kolleginnen doch

bisher immer noch so viel geschickt, daß Sie nicht zu verhungern brauchen.

Frau Klattkes Rede wird von der Entreeklänge unterbrochen. Es ist Sibyl, die einzige von Maschas früheren Kollegen, die noch mit ihr zusammenkommt. Sibyl hat einen Freund, der für sie sorgt. Er ist ein mittlerer Beamter, und heiraten kann er sie natürlich nicht. Wegen ihrer Vergangenheit und seiner Zukunft, meint er, wenn die Rede darauf kommt. Sibyl ist daher nicht sehr glücklich, und es ist ihr ein Bedürfnis und ein großer Trost, zu sehen, daß es Mascha noch schlechter geht als ihr. „Schau, es ist kein Wunder, daß sie dich nicht mehr engagieren“, sagt sie, als sie dann zusammen in dem ungemütlichen, kalten Zimmer sitzen. (Das ist so klein, das heizt sich von ganz allein, meint Frau Klattke tröstend, wenn Mascha klagt, daß sie nicht heizen kann.) Mascha und Sibyl gehen daher unter die Decke, da ist es warm, und sie rauchen zusammen Maschas letzte Zigarette. Sibyl tut einen tiefen Zug. „Ja, gekonnt hast du nie so arg viel, und schön warst du auch nicht gerade, aber du hast was aus dir zu machen verstanden. Weißt, wenn du dich heut so gut zurechtmachen könntest, würdest du gar nicht so übel ausschaun. Ich kann mir schon denken, daß du dann eher ein Engagement oder wenigstens einen Freund finden würdest.“

Vor einem Jahr noch hätte Mascha die liebe Freundin nicht nur aus ihrem Bett, sondern aus der Wohnung geworfen, heute aber ist sie schon froh über diese letzte Möglichkeit, die Sibyl ihr zugeht. Recht hat sie ja, beim Theater war man halt an die Schminke gewöhnt wie an den täglichen Morgenkaffee. Wenn einmal etwas schief gegangen war und man seinen Aerger nicht zeigen wollte, nahm man den Schminkstift. Etwas Braun auf die Lider, die Wimpern hochgebürstet, daß sie lustig und selbstbewußt in einen, wenn auch nur eingebildeten Himmel strebten, dann sah niemand mehr, daß man traurige Augen hatte. Und das Herz nahm auch gern etwas an von der Schminke.